

Internationales Colloquium

Nach der Theorie, jenseits von Bologna, am Ende der Exzellenz? Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert

Weltgesellschaft und Nationalliteratur (am Beispiel der Germanistik)

Jürgen Fohrmann (Bonn)

I.

Der Beginn der Studien zur deutschen Sprache und Literatur als Nationalphilologie ist emphatisch verbunden gewesen mit der Erschließung eines Tiefenraums, der Geschichte heißt. Nicht nur die Zukunft hatte sich zu enträtseln, sondern auch jene Vergangenheit, in der die nationalen Monumente zu retten, von Korruption zu befreien und einzupassen waren in einen verbindenden Körper, von dessen Herstellung für die Gegenwart alles zu hoffen war. Solche Archäologie konnte in ein Mosaik bedeutender Werke und ihrer Strahlkraft führen oder auch zu einer Geschichte von Sprache oder Literatur, deren Verlauf an ein Ziel führte, bei dem etwas Bedeutsames zur Entfaltung kam – oder man aber gegenüber einer reichhaltigen Vergangenheit einen fortschreitenden Verlust festzustellen können glaubte. So etwa bei den Grimms im Blick auf den Flexionsreichtum des Althochdeutschen und die diesbezügliche Verarmung der Gegenwart.

Entscheidend war, dass dieser nationale Körper zwar programmatisch immer wieder beschworen wurde – zumindest in den Anfängen, dann je nach politisch-konjunkturellen Wellen –, aber die Operationen der Fächer eigentlich nicht steuerte. Die deutsche Literatur wurde biographisch, einflussgeschichtlich, gattungs- oder auch epochenbezogen usw. interpretiert; die Einzelanalysen zum mittelhochdeutschen Corpus, zu Lessing, Herder, Schiller, Goethe standen bald im Vordergrund, und es blieb erst einer großflächig argumentierenden, dann durchaus hegemonial ausgerichteten Komparatistik überlassen, die Vergleiche zwischen einer französischen, deutschen oder englischen Literaturgeschichte im Sinne einer nationalen Typisierung einzufärben und mit Werturteilen (Max Koch, Julius

Dieser Beitrag wurde als Abendvortrag auf dem Internationalen Colloquium »Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert« gehalten, das vom 4. bis 6. April 2013 im Schloss Herrenhausen in Hannover stattfand.

Die Ergebnisse der Tagung – einschließlich Audiomitschnitten der Podiumsdiskussionen und Vorträge – sind in der Internetpublikation www.perspektiven-der-germanistik.de abrufbar. Sie wurde herausgegeben von Mark-Georg Dehmann (Hannover) und Carsten Rohde (Karlsruhe).

Das Copyright für diesen Beitrag liegt bei dem Autor.

Veranstaltung und Publikation wurden gefördert von der VolkswagenStiftung Hannover.

Petersen) zu verbinden. Aber dies ist nicht mein heutiges Thema.¹ Ich habe an anderer Stelle ausführlich dargelegt,² dass die Selbstverständlichkeit solch philologischer Operativität im Sinne einer nicht thematisierten Arbeit am nationalen Körper in dem Augenblick konterkariert wurde und letztlich in die Krise geriet, in dem nicht mehr ein Gegenstandsbereich fraglos vorausgesetzt, sondern auch die Konstitutionsbedingungen des Gegenstandsbereichs mitkommuniziert wurden. Man kann davon sprechen, dass damit von der Beobachtung erster auf die Beobachtung zweiter Ordnung und so auf moderne Disziplinarität umgestellt wurde. Was ist damit gemeint?

Spätestens seit Wilhelm Scherers *Poetik* von 1888, insbesondere aber seit den 1920er Jahren werden die Versuche, sich mit deutscher Literatur professionell zu beschäftigen, nach differenten, konkurrierenden Hinsichten oder, wie es bei Oskar Benda heißt, nach »methodologischen [...] Meinungsverschiedenheiten« differenziert.³ Eine wechselseitige Beobachtung hatte es natürlich auch schon früher gegeben: einmal innerhalb der Philologie, in der – meist auf Charakterdispositionen zurückbezogen – zwischen sauberer, gründlicher einer- und vorschneller Arbeit andererseits differenziert wurde. Und dann – diese Unterscheidung aufnehmend – zwischen Philologie und Literaturgeschichte. Bei diesem durchaus heftigen Streit ging es einmal um die mit einer „Andacht zum Unbedeutenden« erarbeiteten Bausteine zum nationalen Körper, gleichsam um die Stifterschen ›Körnchen um Körnchen‹. Vornehmlich dies war Philologie. Die andere Seite, die Literaturgeschichte, war interessiert an der Entfaltung einer Idee *in* der Historie, und sie musste aus diesen Gründen stark konstruieren, um sich nicht in den unzähligen möglichen Bezügen des Gegenstandsbereichs zu verlieren. Um eine Geschichte erzählen zu können, verließ man – sehr zum Unwillen der Philologen – das Genre der annotierenden, an der Miszelle orientierten Präsentation und ging zur *Darstellung* von Zusammenhang über.

II.

Diese wechselseitige Beobachtung, die das 19. Jahrhundert prägte, wird abgelöst durch die Rede von den »methodologischen [...] Meinungsverschiedenheiten«. Ganz unabhängig, welches Set an Operationen gewählt wurde, sei es biographischer, psychoanalytischer, geistes- oder sozialgeschichtlicher Art, ging es nun stets darum, die Wahl der Methode im Vergleich und in Konkurrenz zu anderen Zugängen mitverhandeln zu müssen. Und das bedeutet dann (eigentlich bis heute), dass in jedem Konzept, in jedem Beitrag die

1 Vgl. dazu Jürgen Fohrmann: »Über die Bedeutung zweier Differenzen«. In: Hendrik Birus (Hg.): Germanistik und Komparatistik (DFG Symposium 1993). Stuttgart/Weimar 1995, S. 15-27.

2 Vgl. Jürgen Fohrmann: »Zur Entwicklung der Literaturwissenschaften im 20. Jahrhundert«. In: Jürgen Reulecke und Volker Roelcke (Hg.): Wissenschaften im 20. Jahrhundert: Universitäten in der modernen Wissenschaftsgesellschaft. Stuttgart 2008, S. 29-39.

3 Vgl. Oskar Benda: Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in ihre gegenwärtige Problemlage. Wien/Leipzig 1928, S. 5.

Axiomatik des eigenen Zugangs – wie verborgen auch immer – mitkommuniziert werden kann und implizit oder explizit auch immer mitkommuniziert wird. Nur am Rande: Weil unsere Kolleginnen und Kollegen dies auch bei interdisziplinären Begutachtungen trotz besseren Wissens immer noch munter tun, scheitern unsere Anträge oft in der Konkurrenz zu den Natur- oder Ingenieurwissenschaften.

III.

Diese plurale Situation wechselseitiger Beobachtung hat zur Ausdifferenzierung von Ansätzen geführt, die man sehr unterschiedlich sortieren kann. Ich habe vor Jahren einmal versucht, eine Gliederung über die Art und Weise zu erstellen, wie Texte auf Kontexte bezogen werden.⁴ Dabei geht es wohlgemerkt nicht mehr um die Unterscheidungen, die in der Rede vom Methodenpluralismus in der Regel vorgenommen werden. Es geht also nicht mehr nur darum, ob man einen Text auf die Autorbiographie, die Entwicklung des Bürger-tums oder die Tradition der Bukolik rückbezieht. Dies wären nur unterschiedliche Ausprägungen einer Variante. Mit den Entscheidungen dieser Spielart sind dann folgerichtig unterschiedliche Kontextwahlen verbunden und mit diesen eine sehr unterschiedliche Ausweitung des Gegenstandsbereichs. Auch die kulturwissenschaftlichen Ansätze, die ja Kombinationen solcher Objektfelder anbieten, wären aus meiner Sicht hier einzureihen, selbst wenn sie sich theoretisch lieber anders situieren würden.

IV.

Eine selbstreflexive Steigerung solchen Modells, also: ›ein Text wird auf einen Kontext bezogen, der dann den Interpretationsrahmen bildet‹, entstand dadurch, dass nicht einfach neue Kontexte aufgeblättert wurden, sondern die Text-Kontext-Relation selbst zum Gegenstand des Nachdenkens, der Umorientierung und neuer Performanzen wurde. Diese Situation prägte die Literaturwissenschaften seit den 1980er Jahren und führte zur Ausbildung weiterer Varianten des Text-Kontext-Bezugs. Nun ging es zweitens um die Versuche, die Relation Text und Kontext im Universum des Diskurses ganz *aufzulösen*. So etwa bei *Foucault*. Oder drittens um Versuche, aus der Gegenläufigkeit von Text und Kontext im Sinne einer *Entgegensetzung* von Hermeneutik und Rhetorik einen *dekonstruktiven Zugang* zu gewinnen. Oder viertens auch um Versuche – wie in den frühen Arbeiten von *Derrida* – den Text als *Ensemble selbstreferentieller Einschreibungen* (Name, Datum ...) zu verstehen, den Kontext also weitgehend auszustreichen. Oder fünftens schließlich um Versuche, den Text als *Ableitung* gleichsam ›durchzureichen‹, als Formausprägung eines technisch deter-

4 Vgl. Jürgen Fohrmann: »Textzugänge. Über Text und Kontext«. In: *Scientia Poetica*. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften 1 (1997), S. 207-223.

minierten und dadurch den Text determinierenden Mediums – so in manchen *Medientheorien*, etwa bei Friedrich Kittler.

Wichtig ist, dass mit all' diesen Versuchen auch immer ein *Versprechen* verbunden ist – das Versprechen nämlich, dass dadurch etwas Neues gesehen, etwas Neues arrangiert werden kann. Aus diesem Versprechen heraus lebt Wissenschaft, und es steht daher aus meiner Sicht nicht an, einzelne dieser Ansätze, auch wenn sie sich ausschließen, jeweils als unhaltbar zu kritisieren. Nur in dieser Pluralität kann die Zirkulation des kulturellen Archivs auf Dauer gestellt werden, und dies ist wohl die vornehmste Aufgabe unserer Wissenschaft. Die Ergebnisse, die wir erzielen oder zu erzielen glauben, sind nichts als die List des kulturellen Archivs, die uns zur Arbeit motiviert. Sie sind systematisch der Vorläufigkeit anheimgestellt.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass manche Ansätze nicht ein komplexeres, besser verschränktes Interpretationspotential anboten als andere. Aber dies ließe sich auch von einem anderen Ansatz aus bewerkstelligen, der dann seinerseits mit gewissen Schwerpunkten andere Hinsichten plausibel zu integrieren wüsste. Es geht damit zunächst einmal darum, die Polyperspektivität im Weltzugang als notwendige und zu berechtigter Diversifikation der wissenschaftlichen Ansätze führende Voraussetzung zu akzeptieren. Es gibt damit aus meiner Sicht keine Supertheorie, die das alles zu homogenisieren vermöchte; und wenn sich die Systemtheorie – zumindest in Luhmanns Variante – als Supertheorie bezeichnet, so ist das oben Angedeutete damit sicherlich nicht gemeint. Hier geht es eher um das Netzwerk der kategorialen Beschreibungsmöglichkeiten der modernen Gesellschaft im Sinne einer Theorie sozialer Systeme. Das ist kein sprach-, literatur- oder kulturtheoretischer Ansatz, und er will es auch gar nicht sein. Der für unsere Wissenschaft aus Gründen bedeutsame Textbegriff bleibt ausgeklammert, die Verwendung literarischer Texte in Luhmanns Schriften folgt ganz der Logik der Belegstelle. Seine Theorie ist – ich greife dieses Bild gern wieder auf – das Piratenschiff, das seine Prisen annektiert. Und alles segelt in Richtung Tortuga.

Solche aus der Polyperspektivik von Weltzugängen entstehende Vielfalt von Wissenschaft schreitet munter voran; die Zahl der Veröffentlichungen macht dies deutlich. Insofern kann man nicht davon sprechen, dass ›Germanistik‹ und Verwandtes im Diskursuniversum quantitativ schlecht repräsentiert seien. Man sieht auch sofort, dass es interessante Diskussionsangebote gibt, die über den jeweiligen Spezialhorizont hinausweisen und aus denen sich eine gemeinsame Diskussionslinie ergeben könnte und ja manchmal auch ergibt. Aus all' diesen Befunden ist eigentlich gar nicht ersichtlich, warum es »in der Germanistik gär[en]« sollte, wie es der Einladungstext zur heutigen Tagung formuliert. Es gilt vielmehr auch hier, analog zur modernen polykontexturalen Gesellschaft, das Faktum der Vielgestaltigkeit produktiv aufzunehmen.

V.

Ich habe mich in meinen Ausführungen bislang auf eine einzige Ebene beschränkt, eine Ebene, die man vielleicht mit ›kulturellem Archiv‹, seinen (An-)Verwandlungen, seinen Uminterpretationen, seinen Arrangements bezeichnen könnte. Auf diese Weise zirkuliert sowohl das gegenstandsbezogene als auch das methodische ›Wissen‹ einer Wissenschaft. Aber es gibt natürlich in jeder Wissenschaft, da, wo sie ›Sozialsystem‹ ist, noch ein anderes Wissen, noch andere Einbettungen, noch andere Bezüge. Im Nachgang zum von Wilhelm Voßkamp und mir geleiteten Projekt zur wissenschaftsgeschichtlichen Rekonstruktion der Germanistik im 19. Jahrhundert in den 1980er Jahren habe ich versucht, mit der Unterscheidung zwischen Organisation, Wissen und Leistung zu arbeiten.⁵

Ich möchte mich zunächst etwas genauer mit der Organisation von Wissenschaft beschäftigen; ich erlaube mir hierzu, *soziale, kommunikative und mediale* Organisation zu unterscheiden.

Die beeindruckende Vielfalt der Positionen und Hinsichten verdankt sich selbstredend der gewachsenen Teilnehmerzahl am wissenschaftlichen Diskurs, mit der zugleich eine Vielfältigung der Karrierewege einhergeht. Die inter- und transdisziplinäre Vernetzung ist eine viel dichtere als noch vor etwa 30 Jahren, die Netzwerkbildung selbst erscheint mehr gesteuert denn kontingent, die kohortenförmige Organisationsform der disziplinären Gemeinschaft nach laufbahnbezogenen Altersgruppen bis zur Promotion, nicht zuletzt vermittelt über die Vielzahl von Graduiertenschulen, hat zugenommen; und die Kohäsionsversuche, die aus dem Bemühen entstehen, koordinierte Verfahren nicht nur den Lebens-, Natur- oder Ingenieurwissenschaften zu überlassen, erzeugen Ballungen, die Diskurssegmente bestimmen und diese dann in soziale Chancen ummünzen. Das alles ist ebenso hinlänglich bekannt wie die Einsicht, dass daraus ein Flaschenhals-Problem für akademische universitäre Karrieren, besonders in den Geisteswissenschaften, entsteht. Die Vielfalt der Themen und Hinsichten in diesen Wissenschaften ist mithin umgekehrt reziprok zur Ermöglichung von Hochschullaufbahnen. Sie ermöglicht allerdings die Chance auf interessante außerakademische Berufswege.

Aber bleiben wir zunächst bei den Hochschullaufbahnen. Das System und seine Akteure reagieren auf diesen Flaschenhals einmal mit der Steigerung von Quantität: noch stärkere Vernetzung, noch stärkere Aufmerksamkeitsbindung, noch schnellere Produktion von Texten, noch spannendere oder ›angesagtere‹ Themen und Kontexte. In Anlehnung an Friedrich Schlegels *Über das Studium der griechischen Poesie* ließe sich sagen, dass die Literaturwissenschaft damit in das Stadium des Interessanten eingetreten ist. Intellektuell ist

5 Vgl. Jürgen Fohrmann, »Organisation, Wissen, Leistung. Konzeptionelle Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik«. In: IASL 16 (1991), S. 110-125. Die Arbeit der Gruppe ist u.a. dokumentiert in: Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar 1994.

dies bereichernd, sozial nicht immer unbedenklich. Denn sozial droht das Fach in ›schiere Komplexität‹ (Luhmann) hineinzulaufen, also in eine Komplexität, die sich allen Möglichkeiten koordinierter kommunikativer und organisatorischer Abläufe auf Grund ihrer schieren Größe schon widersetzt.

VI.

Potenziert oder aber entschärft diese Einsicht sich, wenn man die internationale Organisation der Germanistik als Nationalphilologie in den Blick nimmt?

Die Rolle der Germanistik war bis in die 1980er Jahre gerahmt durch einen multiplen Deutschlandbezug, der gar nicht einheitlich ausfallen musste: sei es durch die Rolle der Emigranten und ihren Blick auf Deutschland; sei es durch die institutionelle Bedeutung des wie auch immer transformierten Humboldtschen Universitätsmodells für ausländische Bildungslandschaften; oder sei es im langen Echo auf die ›preußische Modernisierung‹, auf die Bedeutung deutscher Wissenschaft und deutscher Sprache, etwa in Asien. Wie auch immer man sich germanistisch von außen positionierte, man positionierte sich *in Bezug* auf Konzepte dieser Tradition und vielfach – zumindest implizit – auch auf die deutsche Germanistik.

Dies ist längst nicht mehr der Fall. Peter Uwe Hohendahl hat in einem instruktiven Aufsatz dargelegt, wie spezifische Ausprägungen von ›cultural studies‹ sich als bewusste Absetzungsbewegung und nordamerikanische Antwort auf die deutsche Germanistik verstehen lassen.⁶ Dies gilt auch für andere Länder, etwa Indien oder Japan. Und auf die Veränderungen der Fremdsprachenausbildung weltweit und ihre Effekte auch für das Wissenschaftssystem kann ich an dieser Stelle nur verweisen. Sie alle wissen darum.

An die Stelle der wie auch immer motivierten Bezugnahme auf Deutschland ist eine Rejustierung der nicht-deutschen Germanistiken im jeweiligen Heimatland getreten, und dies hat zu einer ganzen Reihe von Transformationen geführt, die alle zu beleuchten an dieser Stelle nicht möglich ist. Ich werde später auf einige wenige Punkte zurückkommen.

Diese Reaktion im Zusammenspiel von deutscher und – um dieses wenig taugliche Wort doch einmal zu gebrauchen – ›Auslandsgermanistik‹ führt eher selten oder nicht zu einem globalen Bezugsrahmen des Fachs, wie er etwa für etliche Naturwissenschaften fraglos gegeben ist. Wir bilden daher auch nur sehr selten selbst bei größeren Projekten gemischte Forschergruppen, Forschergruppen also aus unterschiedlichen Nationalitäten aus mehreren Kontinenten. In der Community der Teilchenphysiker ist dies eigentlich Standard; diese Community ist weltweit organisiert, weil es eben um eine Physik geht, die keinen nationalen Referenzrahmen hat.

6 Vgl. Peter Uwe Hohendahl: »German Studies: Geschichte und Ort der amerikanischen Germanistik«. In: Petra Boden und Holger Dainat (Hg.): *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*. Berlin 1997, S. 317-334.

Es gibt m.E. keine den Naturwissenschaften vergleichbare global vernetzte Kommunikationsstruktur in jenen Geisteswissenschaften, die einen nationalen Bezugsraum haben. Dies gilt nicht nur für die Philologien, dies gilt ebenso für Teile der deutschen Rechtswissenschaft.

Ich ziehe beide Entwicklungen in Betracht, wenn ich im Blick auf die Diagnose des Einladungsschreibens frage, ob es höchstens sekundär, gewissermaßen als Effekt, um eine Krise der Gegenstände des Fachs, sondern viel eher und daher primär um eine Krise der Bezugsrahmen geht, die sich mit den Gegenständen des Fachs eröffnen lassen. Geht es nicht eigentlich um die krisenhafte Erfahrung – und die Reaktionen darauf – von nationalen Gegenstandsfeldern in weltgesellschaftlichen Bezügen? Und es spielt – gleichsam kontraintuitiv – dabei keine merkbare Rolle, dass sich dieser mögliche Befund *trotz* einer weitgehend vereinheitlichten medialen Organisationsstruktur, die orts- und zeitunabhängig, also hinsichtlich der Bezugsrahmen invariant, arbeitet, ergibt.

Es geht damit aus meiner Sicht zu einem guten Teil um Adressierungsfragen. Adressierung heißt hier im Sinne einer Triple-Struktur immer zugleich:

(a) »etwas zu sagen haben«, (b) »für wen« und (c) »mit welcher Reichweite«.

Wir haben uns – auch wenn unsere Wissenschaft selbst *nicht* im Sinne einer globalisierten Wissenschaftskommunikation organisiert ist – darauf einzustellen, dass wir in unseren Bezügen aus lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Perspektive bewertet werden; wir haben folglich diese Ebenen zu adressieren, auch wenn wir wissen, dass diese Adressierungen nicht identisch sind, sondern höchstens komplementär. Nehmen wir einige wenige Beispiele, die Sie alle kennen:

Das universitätsbezogene Sozialsystem ist zuallererst vor Ort, ist lokal organisiert; jede regionale, nationale oder im Ansatz globale kommunikative Dimension wird wieder lokal-institutionell eingespeist. Für die einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist das anders. Sie haben ihre je eigene Agenda und diese hat sehr unterschiedliche, in gar keiner Weise aber auf die einzelne Universität begrenzte Reichweiten. Der jeweils konkreten Institution ›Universität‹ hingegen ist die internationale Dimension eines Fachs nur wichtig, insofern sie der Institution selbst dient. Das Fach selbst ist – aus der Logik einer Institution heraus – nur in seiner Bedeutung *für* die Institution wichtig. Für ein regionales Umfeld wiederum kann die Fächervielfalt als solche von zentralem Interesse sein, etwa im Blick auf die Kooperation mit Schulen oder anderen außeruniversitären Partnern, eine Kooperation, die dann wiederum in die Rekrutierungsbemühungen der Universität einbezogen wird usw. Für einen zumindest nationalen Markt ist die Expertise von Studierenden der Germanistik dann von Bedeutung, wenn sie sich in Bedarfe dieses Marktes einspeisen lässt usw. Dies alles ließe sich beliebig ergänzen und detaillieren.

VII.

Lassen Sie mich, um diese Ihnen allen bekannten und daher hier nicht weiter vorzubuchstabierenden Beispiele zu verallgemeinern, ›Leistung‹ als dritten zentralen Begriff in meine Überlegungen einführen.

Unter ›Leistung‹ verstehe ich das nachgefragte und akzeptierte Angebot, das ein Fach als Teil des Wissenschaftssystems anderen Teilsystemen der Gesellschaft macht: zunächst einmal auch anderen Fächern des Wissenschaftssystems, dann dem Rechtssystem, der Wirtschaft, der Politik, dem Erziehungssystem, der Religion usw. Um es gleich vorwegzunehmen: Alle diese Teilsysteme nutzen und nutzen die Expertise und die Offerten der Germanistik, nur zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichem Maße und auf unterschiedlichen Ebenen mit unterschiedlichen Inhalten.

Ich möchte historisch nur zwei signifikante, miteinander verbundene Punkte herausgreifen: Seit dem Deutschen Kaiserreich, etwa seit der Berliner Schulkonferenz von 1890, wird ›Deutsch‹ als Mittelpunktfach gesehen - mit einer hohen Bedeutung für die Erziehung und über die Erziehung vermittelt für die gesellschaftliche Werteproduktion. Dies ändert sich auch nicht nach dem 2. Weltkrieg, solange jedenfalls nicht, wie – nun invers gewendet – die Funktion des Deutschunterrichts in der Herausbildung kritischen Bewusstseins und in der Freilegung einer und Einübung in eine emanzipatorisch kritische Haltung gesehen wurde. Auch die Fachgeschichtsschreibung war lange davon geprägt.

Damit verbunden war zweitens eine advokatorische Funktion im Sinne einer reflektierenden (politischen) Öffentlichkeit, die maßgeblich von der Germanistik und anderen Geisteswissenschaften gespeist wurde. Der nationale Bezugsrahmen blieb dafür bis zum Ende der 1980er Jahre von großer Bedeutung, ging es doch darum, nach den Katastrophen der deutschen Geschichte im Alexander Klugeschen Sinne nach der eigentlichen, auch anderen Geschichte der Nation, versammelt in ihren Zeugnissen und Errungenschaften, aber auch Hoffnungen und Wünschen, zu graben.

Zu erörtern ist, ob wir nicht und wenn ja, auf welche Weise, zur Zeit eine Transformation erleben, die nationale Bezugsrahmen nicht mehr als Horizont wichtiger gesellschaftlicher Bemühungen erscheinen lässt, daher genau diese Leistung der Wissenschaft nicht mehr in überkommener Weise und ungeteilt nachfragt. Zu vermuten ist, dass dies genuin mit dem sich anbahnenden Übergang von der nationalen zur Weltgesellschaft zusammenhängt. Ich lehne mich bei ›Weltgesellschaft‹ an Überlegungen Rudolf Stichwehs an; für eine Konzeption der Weltgesellschaft, so Stichweh, sei es entscheidend, dass »es ihr gelingt, Unterschiede im System der Weltgesellschaft als *interne Differenzierungen dieses Systems* zu erweisen. Unterschiede sind dann also nicht nur *historisch konditioniert* und sie sind nicht nur ein in der Weltgesellschaft mögliches *synchrones Vorkommen unterschiedlicher Entwicklungsniveaus* in ein und demselben System, obwohl beides auch richtig ist. Zunächst aber sind beobachtbare Unterschiede als *strukturelle Effekte der Weltgesellschaft* selbst zu analysieren [...].«⁷

7 Rudolf Stichweh: Die Weltgesellschaft. Frankfurt a.M. 2000, S. 13.

Damit ist eine Veränderung der Perspektive verbunden, die ich als Überkreuzstellung, als *chiastische Wende* fassen möchte. Weltgesellschaft ist also dann nicht mehr die *Summe* von Nationen, sondern die nationalen Horizonte erscheinen umgekehrt als interne Differenzierungen einer bereits etablierten neuen Formation, eben der Weltgesellschaft. Wenn man in weiten Teilen des 20. Jahrhunderts noch von der Nationalgeschichte aus ein Konzept globaler Ordnung erdachte, so wird nun in einigen, aber zentralen Funktionssystemen der Gesellschaft das Nationale im oben angedeuteten Sinn als geographische Spezifikation, die eine angepasste Adressierung erfordert, gefasst – und nicht mehr umgekehrt.

Der nationale Rahmen ist damit nicht mehr konstituierender Ausgangspunkt. Es mag dann normativ verhandelbar sein, ob sich dies rechtfertigen lässt oder ob man es mit guten Argumenten nicht akzeptieren will. Es geht zunächst aber um die empirische Frage, ob dies tatsächlich stattfindet und so auch zu beobachten ist – etwa in der Wirtschaft mit ihren globalen Märkten, in der Politik mit ihren globalen Bündnissen, in Teilen von Recht und Regulierung usw. Dann aber ist das ›Nationale‹ des je eigenen Landes zwar nicht ausgestrichen; es ist ein Element unter anderen, fast so, wie es vor 1770 der Fall war, bevor man an die Substantialisierung von Nationalcharakteren ging. Damit aber dient das Nationale nicht mehr als Ausgangs- und auch nicht mehr als wesentlicher Zielpunkt des Handelns.

Trifft dies zu, dann muss man davon ausgehen, dass sich handlungsrelevante Teilsysteme der Gesellschaft heute *weltgesellschaftlich* orientieren und damit ihre Grenzziehungen multipel, jedenfalls transnational ausrichten und in diesem Lichte national begründete und national bezogene Expressionsformen und vor allem Werte auf einer gemeinsamen horizontalen Achse sehen, als eine Spielart unter anderen. Aufgabe ist dann die genaue, jeweilige Adressierung von nationalen, regionalen Besonderheiten auf der Basis eines einheitlich gesehenen Prozesses, der einen hohen Homogenisierungsdruck entfaltet. Es geht jetzt also um mehr als die Modelle der 1960er bis 1980er Jahre, mehr als eine Internationalisierung als ›Westorientierung‹, die die nordamerikanische Gesellschaft mit ihren Inklusionsmechanismen modellhaft in den Mittelpunkt stellte und die ›Verbündeten‹ darauf ausrichtete.

Ich hatte am Beginn meiner Ausführungen betont, dass zeitgleich und durchaus in Abhängigkeit von der Substantialisierung des nationalen Paradigmas auch ein neuer Begriff von ›Geschichte‹ als Tiefenraum der nationalen Erfahrungen mitentwickelt wurde. Man mag hier nur an Herder u. a. denken. Es könnte daher aus Sicht weltgesellschaftlich operierender Akteure nur folgerichtig sein, mit der Relativierung des Nationalparadigmas auch eine spürbare Ausdünnung des Tiefenraums ›Geschichte‹ zu verbinden, weil dieser Tiefenraum Besonderheiten enthält, die einer Homogenisierung entgegenstehen. Eine ›Weltgesellschaft‹ interessiert sich für die nationalen Geschichten nur als Reservoir für semantisch verwertbare Spezifikationen, die ein brauchbares Adressierungsarchiv abgeben. Und für eine Weltgesellschaftspolitik sind nicht mehr die nationalen Geschichten Konstitutionsmodus für Reflexion und Handeln, oder doch nur insofern, als sie als Spezifikationen auf ›Weltgesellschaft‹ rückbezogen werden können.

Warum dies auch noch in einer weiteren Dimension für die Nationalphilologien relevant ist, macht vielleicht eine zusätzliche Unterscheidung deutlich, die ich als die *Differenz von Werten und Formen* fassen und mit *Fremd- und Selbstreferenz* verbinden möchte. Die Beobachtung der Philologien als Selbstreferenz eines Formbezugs klammere ich an dieser Stelle zunächst aus, komme etwas später auf diese komplizierte Figur zurück.

Fremdreferenz der Philologien als Vermittlung von nationalen, emanzipatorischen, religiösen, bildungsbürgerlichen usw. *Werten* scheint mir allerdings als stabiles Begriffspaar auf der Hand zu liegen. Der literarische Text und seine Wirkungen werden auf ein ›Außerhalb‹ der Literatur verwiesen, auf die Erziehung aus und zur Nation, auf die kritische Öffentlichkeit, auf die Pflege von Kultur, auf den ökonomischen Erfolg usw. Die Literatur erscheint hier einem nicht-literarischen Bedingungsgefüge, in der Regel bestehend aus einer definierbaren Körperschaft, etwa Bürgertum oder Nation, zu entstammen, auf das und auf die sie dann im Sinn eines Advokaten wieder einwirkt. Könnte nicht ein Grund der ja offensichtlichen Krisenerfahrung der Nationalphilologien darin liegen, dass eine Adressatenbezogenheit der Werte im Sinne abgrenzbarer Körperschaften nicht mehr hergestellt werden kann und auch gar nicht mehr von allen Teilsystemen der Gesellschaft, auch nur noch begrenzt von der Politik, nachgefragt wird? Dass also auf begrenzte Körperschaften ausgerichtete Werte in der ›Weltgesellschaft‹ insgesamt einen Relevanz-Verlust erleiden? Dass dann also die Philologien, denen es um die Entfaltung ihres kulturellen Archivs gehen muss, im Bezug auf diese Teilsysteme gleichsam kontrafaktisch arbeiten würden?

VIII.

Stimmt diese Diagnose, dann könnte eine Konsequenz darin liegen, nicht den nationalen Referenzrahmen überhaupt, aber doch seine Rolle als konstituierendes Moment der jeweiligen Wissenschaft aufzugeben. Wir kommen dann zur ›Formseite‹ der Differenz ›Werte und Formen‹. Dieser Versuch ist in den formalistischen Theorien ja gemacht worden. Schon die frühen Versuche eines Literary Criticism und die damit verbundenen Bestrebungen der Modern Language Association (trotz ihrer rudimentären Trennung zwischen English Language and Foreign Languages) zielten – ganz nach dem Modell der US-amerikanischen Gesellschaft selbst – darauf ab, die kulturellen Archive nicht mehr aus ihrer nationalen Genese zu beleuchten. Die deutschen, englischen, französischen, italienischen usw. literarischen Werke waren Belege allgemeiner Prinzipien von Wortkunst, Poetizität, Textualität, Intertextualität usw., nicht aber Ausdruck national geprägter Entwicklungen.

Dieser Versuch wird ja im Sinne allgemeiner Literaturwissenschaft auch fortlaufend unternommen. Die Beispiele kennen Sie alle, also etwa im Versuch verallgemeinerter Theorien, die Klassifikationen anbieten: Narrationstheorien, Gattungstheorien, Text-Paratextverhältnisse usw. Man denke nur an Gérard Genette und andere.

Favorisiert man nicht diese Konsequenz – und sie wäre in dieser einseitigen Weise ja auch gleichbedeutend mit der Abschaffung der Nationalphilologien –, ist nach Alternativen zu suchen; und hierfür wäre zunächst kurz zu beleuchten, welche Reaktionen der Philologien auf diesen Transformationsprozess bislang stattgefunden haben.

Die erste Reaktion könnte man als einen Rückzug auf historisches Spezialistentum bezeichnen, der mit der Wahl eines Forschungsschwerpunkts (einer Gattung usw.), gleichsam lebenslang verbunden ist. Dieses Modell existiert noch, ist aber eher selten.

Die zweite Reaktion möchte ich – gerade auch im Blick auf die internationale Situation der Germanistik – als doppelte Klassik bzw. doppelte Kanonisierung bezeichnen. Es ist die Klassik ›großer Texte, großer Autoren‹: Lessing, Goethe, Kafka, Musil usw. Nahezu überlagert oder zumindest gekoppelt wird dies mit den kanonisierten Autoren der Kulturtheorie (Benjamin, Agamben, Derrida, in letzter Zeit auch Hannah Arendt usw.), deren Schriften als ›Greatest Hits‹ und affirmativer Referenzrahmen gern zitiert werden. Damit schrumpft das kulturelle Archiv, und es entsteht sowohl eine (literar-)historische Ahnungslosigkeit als auch eine semantische Redundanz, die dem Fach nicht zum Segen gereichen wird.

Die dritte Reaktion, die ich hervorheben möchte – es gibt sicherlich noch weitere – liegt im ›crossing‹ von Themen, die – zunächst nach dem ›race, class, gender‹-Modell, dann im weiteren Sinn kulturwissenschaftlich ausgerichtet – zu einer nur noch schwer handbaren Pluralisierung von Objektwelten und Hinsichten führen.

IX.

Ohne dies an dieser Stelle vertiefen zu können, muss man feststellen, dass wir – informationstheoretisch gesprochen – vor einem ausgesprochenen Dilemma stehen:

Wenn wir uns in globaler Perspektive auf einen solchen Kanon einigen, entsteht ein aus meiner Sicht unüberbrückbares Delta zwischen einer extrem gestiegenen Teilnehmerzahl am Diskurs und einem sehr eingeschränkten Gegenstandsbereich. Dies führt einmal zur Behandlung immer gleicher oder ähnlicher Themen und damit zu einem hohen Grad an Redundanz. Eine Gegenstandsöffnung hingegen, die im Prinzip alle Objekte oder Wissensfelder der Welt in kulturwissenschaftlicher Perspektive behandeln kann, mag zwar im Einzelnen berechtigt und auch sehr spannend sein, führt aber auf die gesamte Fachwelt bezogen zu einer Art kommunikativer Entropie und manchmal auch zu einer bloßen Prämierung der Wahl des Gegenstandsfeldes selbst: »ein interessantes Thema!« Die bislang erprobte Strategie der Redundanzvermeidung lag ja in der Behandlung von Problemlagen in historischer Perspektive und mit nationalliterarischem Fokus – also im bisherigen Kerngeschäft der geschichtlich arbeitenden Philologien. Wenn aber in globaler Perspektive nationale Spezifikationen nur als Belegstellen für allgemeinere Fragen von Interesse sind, dann wird ja gerade dieses die bisherige Wissenschaft treibende Modell marginalisiert.

X.

Wenn dieser Befund zumindest ansatzweise richtig sein sollte, wie dann mit ihm umgehen? Wo liegen dann heute die unterschiedlichen Leistungen von Nationalphilologien für unterschiedliche gesellschaftliche Teilsysteme?

Ich will mich zur Beantwortung dieser Fragen auf drei, miteinander eng verbundene Hinsichten konzentrieren und aus ihnen heraus meinen Vorschlag für die Konzeptualisierung von Nationalphilologien begründen.

(A) *Archiv*

Meine bisherigen Ausführungen waren auf die Beobachtung aufgebaut, dass die Beziehung von Nationalgeschichte und Weltgesellschaft für einige Funktionssysteme der Gesellschaft eine als Chiasmus zu bezeichnende Wendung genommen hat. Erschien seit dem frühen 19. Jahrhundert die ›Welt‹ als die Summe von Nationalstaatsbildungen, so ließe sich Weltgeschichte im 21. Jahrhundert als ein gemeinsamer Modus fassen, in dessen Bezugsrahmen sich nationale Spezifikationen vollziehen. Und genau an *dieser Stelle* gilt es die Perspektive einer zu stark homogenisierenden Logik zu konterkarieren. Die Welt ist nicht ausschließlich Produkt einzelner Teilsysteme, etwa der Wirtschaft. Denn diese chiastische Wendung bedeutet nicht, dass die nationalen Archive schlechterdings bedeutungslos werden. Unter Beibehaltung ihres Tiefenraums erhalten sie eine andere Funktion. Galten sie vorher im Wesentlichen der Identitätsstiftung, so dienen sie nun im wechselseitigen Zusammenspiel der Bewahrung von und der Inspiration durch Reichhaltigkeit. Nur über das je eigene kulturelle Archiv von Körperschaften lässt sich jene Reichhaltigkeit sichern, die Information möglich macht und tautologische Redundanz vermeidet. Nichts wäre also verhängnisvoller als das Löschen der nationalen Gedächtnisse, denn sie führte zu einem inspirationsbegrenzten Reduktionismus. Das kulturelle Archiv ist – um mich auch der Wirtschaft verständlich zu machen – kulturelles *Kapital*.

Allerdings muss dieses je eigene kulturelle Archiv in übergreifende Fragestellungen auch immer wieder so eingebaut werden, dass sich relevante Anschlüsse ergeben. Hier experimentieren die Philologien zur Zeit. In diesem Sinne geht es um die selbstbewusste Neujustierung, nicht Abschaffung der Nationalphilologien vor dem Hintergrund ihrer veränderten öffentlichen Wahrnehmung, aber ihrer zugleich ungebrochenen Wichtigkeit. Da das eigene Archiv immer lokal, regional, national und transnational ist, geht es immer um die richtigen Adressierungsmodi für eine Vielzahl von Referenzgruppen. Dass dies dann eine Reihe von Systemen, nicht zuletzt das Erziehungssystem berührt, liegt auf der Hand. Es wäre eine falsche Entscheidung für Erziehung und Bildung, den Kanon interessanter Gegenstände immer weiter auszudünnen und immer stärker in Richtung Gegenwart zu verschieben. Es gilt vielmehr, den Funken aus den Problemlagen auch noch antiker Literatur zu schlagen, der uns eine wechselseitige Spiegelung von Vergangenheit und Gegenwart erlaubt.

(B) Form/Unterscheiden

Diese wechselseitige Spiegelung hat sehr viel mit dem Wissen zu tun, wie sich Welt beobachten lässt, wie also die *Form* von Welt beschaffen ist. Literaturwissenschaft ist in meinem Verständnis die segmentäre Beobachtung von Kultur, im Rückgriff auf das kulturelle Archiv, *über* die Beobachtung von Form – und zwar komplementär zu anderen Wissenschaften, die im Rahmen ihrer Medien eine Formreferenz herstellen. Natürlich bezieht sich dies auf das Universum literarischer Texte selbst, die dieses Formwissen als Konstitutionsbedingung von Literatur selbst ausstellen. Es bezieht sich aber auch auf die Lesbarkeit der gesamten Lebenswelt, die ja heute in einem starken Maße formgeprägt, ›designt‹ ist. Die mediale Welt ist die Welt designer Habitats, und so erleben wir eine zutiefst prägende Ehe zwischen Ökonomie und Kunst. In diesem Sinne ist Formbeobachtung auch genuines weltgesellschaftliches Wissen. Und die Fähigkeit zur Formbeobachtung und die Weitergabe dieser Fähigkeit sind genuines Vermögen und genuine Aufgabe von Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaft, gesetzt, dass die Form immer die Form eines Mediums ist. Nur über die stete Umschrift des kulturellen Archivs ist eine solche Formexpertise zu gewinnen, und eine für mich gegenwärtige Literaturwissenschaft vermittelt sich daher über das Formwissen dieses kulturellen Archivs.

(C) Techné/Performanz

Solches Formwissen war seit der antiken Rhetorik verbunden mit der *Performanz* von Form. Dies ist die dritte Hinsicht, die wir historisch belehrt verfolgen sollten. Es geht um die *Techné*, die Roland Barthes in seiner immer noch sehr lesenswerten Abhandlung über die alte Rhetorik beschreiben hat.⁸ Alles, was heute über ›Mind Mapping‹, über Gedächtnismodelle bis zu manchmal kindergeburtstagsgleichen Rhetorikkursen angeboten wird, ist oft nur ein Aufguss des rhetorischen Wissens, das schon Quintilian sehr viel reichhaltiger darzulegen wusste. Die Performanz des kulturellen Archivs vermittelt sich über eine *Techné*, die viele gesellschaftliche Teilsysteme und ganze Bereiche des öffentlichen und öffentlich-kulturellen Lebens prägt. Es handelt sich um Techniken für Formen, um Kompetenzen, die die Verbindung von Formwissen, kulturellem Archiv und Performanz im Sinne einer umfassenden *Techné* anbieten und die viel umfassender sind als die immer wieder gern beschworenen ›Schlüsselqualifikationen‹. Unsere gesamte mediale Welt und in ihr alle Akteure aller Teilsysteme der Gesellschaft sind geschult durch das Erlernen einer solchen *Techné*, für die die Formwissenschaften Archiv und Ausbildung bieten.

Alle drei von mir vorgeschlagenen Hinsichten und die mit ihnen verbundene Bereiche (Archiv, Form/Unterscheiden, *Techné*/Performanz) sind folglich miteinander verschränkt und adressieren auf diese Weise eine Vielzahl von Referenzen. Diese Bereiche sind für mich genuine Funktion und Aufgabe von Nationalphilologien im 21. Jahrhundert, die damit auch

⁸ Vgl. Roland Barthes: »Die alte Rhetorik«. In: R. B.: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt a.M. 1988, S. 15-101.

und gerade im weltgesellschaftlichen Kontext einen unverzichtbaren kommunikativen Beitrag leisten, Polyperspektivik und Reichhaltigkeit sichern, die die einzelnen Teilsysteme von Gesellschaft mit Akteuren versorgen, ohne die das Gesamtsystem nicht funktionieren würde. Und dies gilt es selbstbewusst zu vertreten!